



THEOBALD O. J. FUCHS

**ALTSTÄDTER
FRIEDHOF IN ERLANGEN
14. MAI, 10 UHR 30,
MEINE 35. BEERDIGUNG,
DIE ZAHLREICHEN
NACHKOMMEN
STREITEN AM GRAB UM
DEN FERNSEHSESSEL
DES 73-JÄHRIGEN**

KRIMINALROMAN | ARS VIVENDI

Theobald Fuchs, Jahrgang 1969, studierte Germanistik, Mathematik und Physik und promovierte 1998 in Erlangen. Seit 1997 schreibt Fuchs Glossen für die Satirezeitschrift *Salbader*. Später begann er, im Magazin *Titanic* unter der Rubrik *Vom Fachmann für Kenner* lustige Miniaturen zu veröffentlichen und Beiträge für die Kolumne *Fürther Freiheit* in den *Fürther Nachrichten* zu erdichten. 2014 gewann er den Jurypreis des Fränkischen Krimipreises, zudem bespielt er seitdem eine monatliche Fotokolumne im Nürnberger Kulturmagazin CURT. 2016 erschien sein erster Kriminalroman *Niemand ruht ewig* bei ars vivendi.

Theobald O. J. Fuchs

**ALTSTÄDTER
FRIEDHOF IN ERLANGEN
14. MAI, 10 UHR 30,
MEINE 35. BEERDIGUNG,
DIE ZAHLREICHEN
NACHKOMMEN
STREITEN AM GRAB UM
DEN FERNSEHSESSEL
DES 73-JÄHRIGEN**

Kriminalroman

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage Dezember 2017

© 2017 by ars vivendi verlag

GmbH & Co. KG, Bauhof 1,

90556 Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

www.arsvivendi.com

Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg

Motivauswahl: ars vivendi

Coverfoto: © plainpicture/Hanka Steidle

Druck: BookPress

Printed in the EU

ISBN 978-3-86913-862-6

Altstädter Friedhof in Erlangen
14. Mai, 10 Uhr 30, meine 35. Beerdigung,
die zahlreichen Nachkommen streiten am Grab
um den Fernsehsessel des 73-Jährigen

Alt, einsam, vergessen

Da es seit Tagen wie aus Kübeln goss, war allen klar, dass dieser Einsatz kein verspäteter Osterspaziergang werden würde. Im strömenden Regen würden wir über die glitschigen Steine der anderen Gräber hinweg den Sarg bis zur Grube wuchten müssen, die für ihn oder, je nach Betrachtungsweise, für die er bestimmt war. Die Seile würden triefen vor Nässe, unten in dem schlammigen Loch würden Stoffetzen, Holzsplitter und anderes Zeug, dessen Herkunft ich gar nicht so genau kennen wollte, im braunen Wasser schwimmen, und der Pfarrer, den ich schon von anderen Einsätzen hier in Marloffstein kannte, war alles, nur kein Mann der kurzen Rede.

So weit also nichts, worauf ich nicht vorbereitet gewesen wäre. Es war dies immerhin mein zweiunddreißigster Einsatz als Bestattungshelfer. Dass ich jedoch Tilda, die heute erst ihren dritten Auftrag als Blumenmädchen erledigen sollte, fünf Minuten, ehe es losging, dabei erwischte, wie sie sich an der aufgebahnten Leiche der alten Dame zu schaffen machte – das überraschte mich dann schon.

Der Pfarrer, der in seinem Kabuff hinter der Aufbahrungshalle noch eine Zigarette rauchte, sprach mit Hausmayr, dem einzigen festen Mitarbeiter unseres Bestattungsunternehmens, im Plauderton über eine Beerdigung in der Vorwoche, während der ein älterer Herr im Publikum einen Herzinfarkt erlitten hatte.

»Gott sei dank war'n die Sanitäter da. Ich hätt kei zweite Kiste dabeig'habt«, sagte Hausmayr.

»Ein Freund der Familie war es«, ergänzte der Pfarrer.
»Ich wäre beinahe zu spät zu meinem nächsten Termin gekommen ...«

»So eine Sach kann echt den ganzen Ablauf durcheinanderbringen«, verkündete Hausmayr eine Erkenntnis, die er den vielen Hundert zurückliegenden Bestattungen seines bisherigen Berufslebens mühsam abgerungen hatte.

Ich raffte mich auf und wandte mich an meinen Chef: »Ich will Sie nicht unterbrechen, aber meinen Sie nicht, wir könnten nun langsam den Deckel zumachen?«

»Ja klar, da schaut etz niemand mehr nei«, sagte Hausmayr.

»Wieder so eine traurige Angelegenheit«, seufzte der Geistliche und blies eine Rauchwolke in die Luft. »Drei Mitbewohner aus dem Heim sind hier, wahrscheinlich die einzigen, die noch laufen können. Ansonsten: keine Angehörigen, nichts, niemand. Ich musste mir die Ansprache komplett aus den Fingern saugen.«

Ich ging derweil nach nebenan, wo der offene Sarg stand, in dem die alte Frau nun lag, kalt und starr in ihrem schwarzen Kleid, einen Rosenkranz zwischen den verschränkten Fingern, und kein Mensch schien sich für sie oder das Leben, das sie ja bis vor Kurzem wie auch immer auf ihre Weise gelebt hatte, zu interessieren. Offenbar niemand außer Tilda.

»Was tust du da?«, fuhr ich sie grob an, wobei ich mich des Flüstertons bediente, den wir alle instinktiv anschlugen, sobald wir uns auf dem Friedhof oder in den Kapellen und Aufbewahrungsräumlichkeiten aufhielten.

Mit der größten Verblüffung, derer ich fähig war, sah ich, wie Tilda an dem Leichnam hantierte, wie sie sich ungeschickt abmühte, trotz des steifen Halses der Toten deren grauhaarigen Kopf anzuheben, um irgendetwas im Nacken zu erkennen.

Unsere Aufgabe war es, für einen würdigen und reibungslosen Transport der Verstorbenen aus der Aussegnungshal-

le hinaus auf den Gottesacker bis zum Grab zu sorgen, das ja trotz allem für jeden Einzelnen von uns irgendwo in der mehr oder weniger fernen Zukunft wartet. An den Verstorbenen herumzufummeln und mit den im Sarg gebetteten Körpern gymnastische Übungen anzustellen, stand definitiv nicht auf unserer To-do-Liste.

Tilda sah mich mit ihren undurchdringlichen blaugrauen Augen an.

»Äh, ich weiß nicht«, sagte sie, »ich dachte mir nur, ich schau mal, nicht dass sie nur scheinot ist oder so ...«

»Was?!«, fauchte ich, denn ich fühlte mich als oberster Sargträger natürlich für den reibungslosen und würdigen Ablauf der Veranstaltung verantwortlich. »Spinnst du?«

»Na ja, es könnte doch sein, dass da einer mit einer Spritze ins Genick gestochen hat.«

»Du bist wohl völlig bekloppt! Raus hier jetzt. Da kommt Henry, wir sind gleich an der Reihe und müssen noch den Deckel festschrauben.«

Zusammen mit mir traten an diesem Tag Georg-Wilhelm, Tobias und der große Henry an. Oben auf dem Marloffsteiner Berg lag links von der Hauptstraße, schon ortsauswärts in Richtung des Wasserturms, ein trauriger Friedhof. Sein unebener Boden bestand aus schwerem Lehm, weshalb auch die Grube, die man freundlicherweise vorbereitet hatte, nicht tiefer als ein Meter fünfzig und mit Wasser vollgelaufen war. Außen um das Grab waren schmierige Holzbohlen ausgelegt. Alles, was für eine traurige Feierlichkeit an einem traurigen Tag eben nötig war. Doch immerhin, als das erbarmenswerte Häuflein schwarz gekleideter Gäste den steilen Weg von der Kirche unten im Dorf zum Friedhof hinaufzockelte, hatte das Wetter ein Einsehen, und es hörte auf zu regnen.

Nur mit einiger Anstrengung schafften wir den Sarg die Treppe vor der Kapelle hinab, den schmalen Pfad entlang, der vom Hauptweg abzweigte, und übers Eck ans Grab. Die Seile reichten von der Länge her zwar zehnmal, aber als wir abgelassen hatten, waren sie über und über mit Schlamm verdreckt. Tobias konnte sein Seil nicht mehr herausziehen, da Henry es ungeschickt geworfen hatte, sodass es verkannte. Georg-Wilhelm schaffte es zwar, seines nach oben zu ziehen, aber es war durchtränkt vom Wasser in der Grube, und gerade während wir uns verbeugten, rutschte es schön langsam wie eine Schlange von dem glitschigen Brett wieder hinab ins Loch. In unserer Verbeugung lag wie immer echtes Mitgefühl, denn keinem von uns war es möglich, ungerührt zu bleiben, wenn ein toter Mensch für immer unter der Erde verschwand. Nicht einmal Hausmayr, der ein Gemüt wie ein Metzgershund hatte, konnte sich der Traurigkeit dieses Augenblicks völlig entziehen. Then off we go and smile, dachte ich, als wir vom Grab zurücktraten. Irgendwie fühlten wir uns immer auch ein wenig wie Rockstars, nur dass niemand klatschte, wenn wir von der Bühne abgingen.

Den schwarz drapierten Wagen, mit dem wir den Sarg das erste Stück gefahren hatten, brachten wir zurück in den Werkzeugschuppen, dann versammelten wir uns draußen an der Friedhofsmauer und warteten auf Tilda, die noch die paar wenigen Blumengestecke auf dem flachen Erdhügel des Aushubs verteilte, den der Friedhofsdienner aufgeschüttet hatte.

Während wir so dastanden, schob die Sonne die Wolken zur Seite und schickte alles, was sie seit heute Morgen an Strahlen aufgespart hatte, herab zur Erde. Ich schloss die Augen und genoss die Wärme auf meinem Gesicht. Dabei gingen mir Tildas seltsame Äußerungen am Sarg der toten

Frau durch den Kopf. Eine Spritze im Genick, dachte ich, was für ein Unsinn! Zugleich fiel mir allerdings wieder ein, dass es erst vor Kurzem einen sehr unschönen Vorfall gegeben hatte, bei der Aufbahrung einer uralten Frau, die ganz ähnlich wie hier praktisch ohne Angehörige ihre letzte Reise angetreten hatte. Sehr lebhaft stand mir wieder das Bild vor Augen, wie Hausmayr, der schon den Sargdeckel herbeitrug, plötzlich und im krassen Kontrast zum pietätvollen Ambiente zu schimpfen begann wie ein Kesselflicker. Es gelang uns notdürftig, den rötlich schwarzen Blutfleck, der sich in der letzten Viertelstunde – von uns unbemerkt – ausgebreitet haben musste, vor den Blicken der drei wackeligen Greisinnen, die noch in der letzten Minute Abschied nahmen, zu verbergen, indem wir das weiße Kissen, auf dem der Kopf der Toten lag, einfach umdrehten. Hausmayr hatte sich später nicht mehr dazu geäußert, weswegen ich davon ausging, dass so etwas eben im Bereich des Normalen lag. Denn auch nach fast einem Jahr im Bestattungsgeschäft fühlte ich mich oft noch wie ein Lehrling, der gut daran tat, den Mund zu halten.

»Und, was habt ihr noch so vor?«, fragte Henry und zündete sich eine Zigarette an.

»Ich fahr zurück in die Stadt, muss noch ein paar Präparate fertig machen«, sagte Tobias, der im zehnten Semester Biologie studierte. Seine Leidenschaft war die Botanik, und nicht selten wies er uns auf interessante Gewächse hin, die zwischen den Gräbern gediehen. Es war deshalb auch nicht verwunderlich, dass er innerhalb unserer Clique der Experte für pflanzliche Rauschmittel im Allgemeinen und Cannabis im Speziellen war.

»Ich komme mit dir«, sagte Georg-Wilhelm, der sich, um Spötter zu entwapfen, mit sozusagen vorausseilender

Ironie selber gerne »Der Zweite« nannte. Er studierte Politik und Geschichte mit Schwerpunkt zwanzigstes Jahrhundert, wobei er seit dem Fall des Eisernen Vorhangs vor wenigen Jahren sich intensiv mit den Landstrichen beschäftigte, die ehemals zur k.-u.-k.-Monarchie gehört hatten: Tschechien, Galizien, Slowenien, Siebenbürgen, Ukraine, Kroatien und so weiter – in kürzester Zeit war er schon überall hingereist und hatte abenteuerliche Geschichten mitgebracht.

Hausmayr erschien in der Pforte, gefolgt von Tilda. Er kam zu uns rüber, drückte mir den Umschlag mit dem Lohn für alle in die Hand und verabschiedete sich bis in drei Tagen, wenn wir in Steudach unseren nächsten Einsatz haben würden.

Ich verteilte das Geld: dreißig Mark für jeden Träger, zwanzig für das Blumenmädchen. Trinkgeld hatte es diesmal nicht gegeben, aber auch so war unsere Bezahlung fürstlich für die insgesamt vielleicht vierzig Minuten Arbeit, da konnte auch nicht irgendein anderer Job in der Spedition oder auf der Messe mithalten.

»Und du?«, fragte ich Tilda. »Jetzt, wo das Wetter mit einem Mal so schön ist, sollten wir das würdigen. Hast du noch Bock auf Biergarten, gleich drüben in Adlitz?«

Tilda runzelte die Stirn, sie schien verschiedene Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen. Endlich traf sie eine Entscheidung: »O. k., warum eigentlich nicht. Auf ein Bier aber nur, ja?«

Während Tobias sich für Auswärtseinsätze den Wagen seiner Mutter auslieh, besaß Tilda ein eigenes Auto. Ich machte mir in meiner jugendlichen Einfalt keine großen Gedanken darum, ob sie wirklich großen Genuss dabei empfand, uns durch die Gegend zu kutschieren, sondern

sah vor allem den Vorteil für uns alle, wenn wir einen Gig außerhalb der Stadt hatten.

Carpe diem, hatte einer dieser alten Römer dazu gesagt, pflücke den Tag, das war mir vom Lateinunterricht im Gedächtnis geblieben. Das Frühjahr stand in voller Blüte, am gestrigen Montag hatte das Sommersemester begonnen, ich sah cool aus in meinem schwarzen Anzug mit dem weißen Hemd und der schwarzen Krawatte – was konnte jetzt noch verhindern, dass wir einen wunderbaren Nachmittag zusammen verbringen würden?

»Hey, wenn das so ist, komme ich mit in den Biergarten«, rempelte in dieser Sekunde Henry meine idyllischen Gedanken über den Haufen.

Zehn Minuten später streckten wir unsere Beine unter einen Tisch im Biergarten *Zur Ludwigshöhe* und stießen mit den Gläsern an. Tilda hatte sich oben am Ausschank ein Radler bestellt, und mir war aufgefallen, dass sie sich etwas misstrauisch umgesehen hatte, als wir auf der anderen Straßenseite die kurze Treppe auf die geschotterte Terrasse hinabgestiegen waren. Vielleicht hatte ich mich auch getäuscht und sie war lediglich von dem ihr unbekanntem Ort verunsichert, wobei ihr die landauf, landab berühmte grandiose Aussicht weit hinaus in die Fränkische Schweiz natürlich imponierte. Das gehörte sich schließlich auch so, wenn man aus Nürnberg kam und das erste Mal in Adlitz einkehrte.

»Na, wie war das heute für dich?«, fragte Henry und nahm einen großen Schluck.

Tildas Blick wanderte zwischen Henry und mir hin und her. Ich lächelte ihr auf eine bestimmte Art und Weise zu, mit der ich ihr versichern wollte, dass ich mit Henry kein Wort über den Vorfall vorhin am offenen Sarg gesprochen hatte.

»Gut«, sagte sie schließlich. »War aber auch nicht viel zu tun.«

»Ja, aber das ist nicht immer so«, lachte Henry. »Letztes Jahr, ich glaube, im Oktober, hatten wir eine lokale Berühmtheit, einen Alleinunterhalter, der sich totgesoffen hatte, da sind die beiden Frauen von der Gärtnerei kaum mit den Bergen von Blumen zurande gekommen ... Ich meine, Hausmayr hatte heute einfach viel mehr Leute erwartet.«

»Ich aber auch«, mischte ich mich ins Gespräch. »Weil Frau Duschner noch gesagt hatte, das ganze Altenheim würde da sein.«

Es war wohl ein nur allzu menschliches Bedürfnis, die Vorgänge während der Bestattung hinterher Revue passieren zu lassen. Eine Art Spielkritik war uns bald zur Gewohnheit geworden, während wir nach der Begegnung beim Bier zusammensaßen. Nur dass wir im Gegensatz zu den Profifußballern nicht über aufgezeichnete Fernsehbilder verfügten.

»Aber der Pfarrer sagte dann ja schon vorher, dass die verstorbene alte Frau ein vollkommen ereignisloses Leben geführt hätte«, ergänzte Henry dementsprechend.

Ich zog den Beipackzettel aus der Tasche meines Jacketts: »Geboren 1907«, las ich vor, »gestorben am 1. Mai 1992, evangelisch, ledig. Am Tag der Arbeit also«, fügte ich hinzu, »seltsam, finde ich, am Tag der Arbeit zu sterben, wo doch alle freihaben ...«

Eine vertrocknete alte Jungfer, die den anderen den Spaß verdirbt, dachte ich unwillkürlich und schämte mich sogleich für meinen ätzenden Zynismus, den ich trotz meiner besten Absicht nicht zuverlässig unterdrücken konnte. Es war mir schon bald bewusst geworden, dass ich nicht

anders konnte, als mir das Leben unserer Klienten (wie wir zu den kalten Körpern der Verstorbenen sagten) auszuma- len, und zwar oft bis in abseitige Details, und ich hatte mir schon des Öfteren vorgenommen, die anderen zu fragen, ob in ihnen ähnliche Vorgänge abliefen.

Henry leerte schwungvoll sein Glas und stand auf.

»Eins geht noch, oder?«, verkündete er und machte sich auf zum Tresen. Endlich konnte ich mit Tilda unter vier Augen sprechen.

»Entschuldige bitte, dass ich dich vorhin angeblafft habe. Aber was sollte das denn werden?«

Sie zögerte zu antworten, zuckte stattdessen mit den Schultern und spreizte den Mund zu einem Lächeln, als wäre sie ein kleines Mädchen, das etwas Verbotenes getan hat, aber bereits weiß, dass man ihr verzeihen wird.

»Ich meine das schon ernst«, hakte ich nach. »Weil ...«

Sie spielt auf Zeit, alles klar, dachte ich – verdammt! Vielleicht ist sie ja irre im Kopf, aber ich würde sie deswegen niemals aus der Truppe schmeißen, dafür ist sie viel zu scharf, ein Missverständnis wird es gewesen sein, und warum musste dieser Dämlack von Henry mitkommen, ich wäre jetzt zu gerne alleine mit ihr, aber habe ich überhaupt noch etwas zu sagen hier ...?

»Das mit dem ›scheintot‹ war nur ein Witz«, unterbrach sie in diesem Moment meine galoppierenden Gedanken.

»Ist schon o. k.«, sagte ich mehr an mich selbst als an irgendjemand anderen gerichtet. »Es ist nur so, dass ich ...«

»Et voilà!«, rührte Henry dazwischen, der mit drei vol- len Gläsern vom Ausschank zurückkehrte.

Schlussendlich und global betrachtet verlief der Besuch im Biergarten nicht so, wie ich erhofft hatte. Enttäusch- te Erwartungen – wie tausendfach erprobt der wichtigste

Quell für schlechte Laune. Tilda machte, als wir zurück in Erlangen waren, unmissverständlich klar, dass sie noch etwas zu erledigen habe, setzte uns am Lorlebergplatz ab und sauste davon.

»Du, Ferdinand, du rufst mich beim nächsten Mal wieder an, ja?«, hatte sie zum Abschied gesagt, und irgendwo hatte mich der Befehlston geschmerzt, den ich aus diesem Satz herauszuhören glaubte. Mir blieb keine Ausflucht mehr: Ich hatte mich in sie verguckt und keinen Plan, was ich nun tun musste, um ihr Herz zu gewinnen.

Zum krönenden Abschluss der ganzen Misere fand ich meinen schwarzen Anstecker mit dem weißen Schriftzug »Bestattungsunternehmen Duschner« nicht mehr, ich musste ihn während der Schlammschlacht irgendwo verloren haben ... da stand ich dann mit meinem schwarzen Anzug am Anfang der Marquardsenstraße, meine Schuhe mit Lehm verkrustet, und hatte nichts weiter vor. Weshalb ich, wie es nicht anders zu erwarten war, mit Henry im *Cycles* landete, mir von meiner Gage noch ein oder zwei Bier leistete und mich in ein endloses Gespräch über die neue Platte von The Cure verwickelte. Meine Übungsaufgaben für die Statistische-Thermodynamik-Vorlesung am nächsten Tag würde ich wie gewöhnlich irgendwann in der Nacht erledigen.

In das kleine Notizbuch, in dem ich die wichtigsten Einzelheiten einer jeden Bestattung festhielt, schrieb ich an diesem Abend: »Marloffstein, eine Frau, 85 Jahre, keine Angehörigen. Das Grab ist ein einsamer Ort, aber ein erschreckend großer Teil unserer Kundschaft scheint bereits die letzten Lebensjahre mutterseelenallein zu fristen.«

Tildas Interesse für den Leichnam der alten Dame fand ich in diesem Moment nicht weiter erwähnenswert, doch

später musste ich mir eingestehen, dass es besser gewesen wäre, ich hätte hartnäckiger nachgehakt. Denn auch, wenn es nie geklärt wurde, muss ich heute davon ausgehen, dass wir, ohne es zu ahnen, ein Mordopfer beigesetzt hatten.

Sehr schwer und viel zu früh

Neben meinem Studium an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen arbeitete ich seit Oktober 1991 für die Firma Duschner. Etwa zwei oder drei Mal pro Woche ging es auf einen der Friedhöfe in der Stadt oder in den Vororten und Gemeinden in der Umgebung: zum Westfriedhof in Steudach, zum Zentralfriedhof oder dem Altstädter Friedhof, nach Büchenbach, Eltersdorf oder Bruck, nach Frauenaurach, Kriegenbrunn, Langensendelbach, Dechsendorf, Spardorf oder Marloffstein. Das Bestattungsinstitut hatte seine Geschäftsräume im Süden der Stadt, wo ich nach einiger Zeit auch im Sarglager oder im Büro aushalf.

Angefangen hatte es mit einer tiefgreifenden Störung meines bisherigen Studentendaseins, in dem ich es mir behaglich eingerichtet hatte: Unweigerlich war der Augenblick gekommen, in dem ich eine Diplomarbeit anfertigen musste. Das bedeutete, dass ich ab diesem Sommersemester jeden Tag am Lehrstuhl für Experimentalphysik verbringen würde. Jeden Tag, von früh bis spät, als würde ich dort einen regulären Arbeitsplatz haben. Den ich genau genommen ja auch hatte – nur eben ohne dafür bezahlt zu werden. Das Konzept einer vorlesungsfreien Zeit im Frühjahr, Spätsommer oder Herbst gehörte von nun an ebenfalls der Vergangenheit an. Es bestand also keine Möglichkeit mehr, vier oder sechs Wochen hintereinander zu arbeiten wie ein Ochse, um dann wieder drei Monate unbeschwert von dem Ersparten zu leben.

Es war gewiss nicht so, dass es für Studenten keine Arbeit gab. Ich hatte in der Vergangenheit schon als Umzugs helfer beim Spielzeughändler Vedes in Nürnberg oder als

Nachtwächter in der Erlanger Heinrich-Lades-Halle gearbeitet, wo man im Jahr zuvor vorübergehend Asylbewerber untergebracht hatte. Und nicht einmal schlecht verdient hatte ich dabei. Doch entweder empfand ich die Arbeit rasch als unerträglich – ab morgens um halb sieben stapelweise Kartons aus einem Gebäude in ein anderes tragen, das exakt so aussah wie das alte –, oder der Job war befristet, da man in Windeseile ordentliche Unterkünfte für die Menschen aus Bulgarien, Ghana und dem Irak aufgetan hatte. Freilich hätte ich auch jederzeit bei meinem Vater in der Baufirma arbeiten können, aber diese Option entbehrte jeglicher Coolness. Ich hätte in meinem alten Zimmer im Hause meiner Eltern gewohnt, jeden Tag mit meinem Vater ein freudloses Frühstück vertilgt, begleitet von liebe gemeinten, aber auf Dauer nervtötenden Spötteleien über den »Herrn Akademiker« oder den »Meister Studiosus«, der wohl noch nicht ganz wach sei.

Nein. Ich war felsenfest überzeugt, dass sich rechtzeitig eine bessere Möglichkeit ergeben würde, und so befand ich mich nach Abschluss der letzten Vorlesungen, die ich in diesem Semester besucht hatte, auf der notorischen Suche nach einem regelmäßigen Job, der mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Geld einbringen sollte.

Lars, der mit mir im selben Semester das Physikstudium angetreten hatte, und ich waren in der Mensa gewesen. Es hatte ein Reismatschgericht mit Hühnerknorpeln und Paprika aus der Dose gegeben. Wir stocherten angewidert in den Zähnen, während wir, wie nun schon seit Wochen, die Aushänge am Schwarzen Brett des Studentenwerks musterten und nach neuen Angeboten suchten. Im Anschluss wollten wir unsere tägliche Partie Billard spielen, im Keller des Wohnheims, gleich nebenan in der Henkestraße, wo

ERLANGEN, 1992

Im Auftrag eines Bestattungsunternehmens jobbt Physikstudent Ferdinand Degenhardt mit seinen Freunden als Beerdigungshelfer. Bald schließt sich die hübsche, geheimnisvolle Tilda der Gruppe an. Sie scheint sich, im Gegensatz zur Polizei, besonders für die auffallend vielen älteren Damen zu interessieren, die in letzter Zeit ihr Leben lassen mussten. Geht in Erlangen ein Serienmörder um? Ferdinand und Tilda beschließen, eine Falle zu stellen ...

»Oh weh. Wo ich doch keine Krimis leiden kann.
Lieber nicht.« *Matthias Egersdörfer*



ISBN 978-3-86913-862-6



9 783869 138626

€ 14,00 (D)
€ 14,90 (A)

www.arsvivendi.com